

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 52.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Banne Mammons.

(Schluß.)

Erstes Kapitel.

Das Scheidungsverlangen, welches Gertrud unmittelbar nach ihrer Flucht stellte, wollte der Graf natürlich durchaus nicht unerfüllt lassen. Er brauchte jetzt Geld, viel Geld. Die Leibrente, welche er bisher regelmäßig von seinem Vater bezogen, wurde ihm nun aus leicht einleuchtenden Gründen versagt; dazu hatte der Graf in der That bedeutende Verluste an der Börse erlitten, — er brauchte Geld, viel Geld. — Und das ist für Leute von der Art Friedrich's von Feldersberg immer noch wichtiger, als der Besitz eines schönen Mädchens.

Und Seine Erlaucht wußte, wo Geld zu bekommen war!

Nachdem er sich zum Bewußtsein gebracht hatte, in welcher Lage seine Vermögensumstände gekommen waren, zögerte der Graf keinen Augenblick, die Neigung Lubmilla's zu ihm, welche diese oft genug an den Tag gelegt hatte, sich zu nütze zu machen. Von einer warmen Herzensempfindung war natürlich auch diesmal nicht die Rede.

Warum Lubmilla dem Grafen zugethan war, das wissen wir. Sie selbst wußte noch nicht, welches der wahre Grund der wachsenden Annäherung des Grafen war; sie ahnte nichts von dem materiellen Ruin, in den er unaufhaltsam stürzen mußte, wollte er seine Vergnügungssucht, seinen Aufwand in der Folge auch noch so sehr beschränken.

Es war ja an jenem Ballabende im Opernhause gewesen, daß er ihr die Versicherungen seiner heißesten Liebe gegeben: unlenkbar hatte sie selbst, sie allein, die als die Königin des Abends alle anderen überstrahlt, sein Herz gefangen, — so dachte sie. Von irgend welchen Nebenrückichten, welche den Grafen hätten bestimmen können, durfte man nach ihrer Meinung gar nicht reden, — wie konnte der Graf von Feldersberg, der Besitzer von Millionen, sich um ihr Geld kümmern! — Hatte er nicht auch die arme, mittellose Gertrud geheiratet? — Freilich, er mußte sich halb überzeugen, daß diese, so schön und anmuthig sie auch war, doch als die Gräfin von Feldersberg in seinen Kreisen nicht die rechte Figur zu spielen verstand.

Lubmilla wußte zu prangen und zu prunkeln, der Glanz ihrer Erscheinung mußte dem Grafen jetzt erst recht zum Bewußtsein

gelangt sein. Er durfte sich ja auch nicht verhehlen, daß die Verbindung mit einer adligen Dame für einen Grafen viel „standesgemäßer“ ist, als die „Resalliance“ mit „einer Bürgerlichen“. Das war die einzige Nebenrückicht nach der Meinung Lubmilla's — eine ganz löbliche Nebenrückicht.

So meinte Lubmilla noch an dem Tage, wo der Graf bei ihrem Vater um ihre Hand anhielt. —

Die Scheidung war zu Stande gekommen, über die Maßen schnell — die Verbindung des Grafen mit Gertrud Margentheim war „rechtskräftig“ gelöst worden. Jetzt konnte der Abenteurer auf neue Eroberungen ausziehen. —

Der Geheimrath Rudolf von Ennsbeck empfing den Grafen in einem prachtvollen Zimmer. Er war diesen Besuch beiläufig schon gewöhnt. Mit der ruhigsten Miene von der Welt begann der Graf seine Auseinandersetzungen.

„Wie Sie wissen, würdigster Herr Geheimrath, wurde meine Verbindung mit Gertrud Margentheim vor kurzem gelöst. Ich überzeugte mich nur zu bald nach unserer Verheirathung, daß ich bloß einer augenblicklichen Regung gefolgt war — unsere Herzen waren nicht für einander. Dieses Bewußtsein prägte sich sowohl Gertrud, wie mir mit jedem Tage tiefer ein, und ich sprach schließlich nur ihren Wunsch aus, als ich die Lösung des uns verknüpfenden Bandes andeutete. Wie ich Ihnen übrigens nicht verhehle, würdigster Herr Geheimrath, hat auch mein erlauchter Vater diese Verbindung immer mit einigermaßen verdrossenem Blicke angesehen. So ist denn unsere Ehe auf beiderseitigen Wunsch rechtskräftig in aller Form und mit Beobachtung allen Anstandes wieder aufgehoben worden.“

„Lubmilla nun weiß, wie sehr ich mich schon früher zu ihr hingezogen fühlte, und meine Neigung zu ihr wächst jeden Tag. Auch glaube ich hoffen zu dürfen, daß Lubmilla meine Gefühle nicht unerwidert läßt, und unter diesen Umständen, würdigster Herr Geheimrath, gestatten Sie mir wohl, Sie um die Hand Ihres verehrten Fräulein Tochter zu bitten.“ —

Der Geheimrath von Ennsbeck — das sagten wir schon — war ein Mann, der seine fünf gesunden Sinne auf dem rechten Fieck hatte. Darum meinte er auch, nachdem er sich höflich für das Zutrauen des Grafen bedankt hatte, vor einem so

Schritte müsse er erst Lubmilla sprechen und sich also einige Bedenkzeit ausbitten. —

Graf Fritz von Feldersberg war selbstverständlich von der unwiderstehlichen Wirkung seiner Worte vollkommen überzeugt, und erwartete in voller Gewißheit dessen den Bescheid des Geheimraths.

In der Gegenwart des Grafen hatte es dieser nicht vermocht, dem letzteren offen seine Meinung auszusprechen. Dann hätte er nicht der gebildete, weltkundige Mann sein müssen, welcher er war, und als der er eine vielleicht stürmische Auseinandersetzung vermeiden wollte. Aber er hatte dem Grafen gegenüber viel auf dem Herzen. —

Das Verschwinden der Frau Gräfin von Feldersberg an jenem Abende war zwar von Vielen bemerkt worden; indeß durch die Erklärung des Sohnes vom Hause, Gertrud habe sich unwohl gefühlt — eine Erklärung, die Fritz von Feldersberg sofort bestätigte — und durch den baldigen Ausbruch des Grafen, mit welchem man auch Gertrud nach Hause zurückkehren glaubte, wurde die Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt gelenkt.

Der alte Portier aber hatte es nicht über sich gewinnen können, seinem Herrn das Vorgefallene zu verhehlen, und einmal weitergeplaudert, konnte das Ereigniß nicht Dritten verborgen bleiben. Diese „sensationelle“ Nachricht war so recht ein „pikanter“ Stoff für die Salons der sogenannten vornehmen Leute.

Auch der Geheimrath von Ennsbeck hatte Kunde davon erhalten, und wenn manche Andere den Grafen in Schutz zu nehmen geneigt schienen, und die Flucht Gertrud's durch deren, wie sie meinten, zuweilen seltsames und sehr reizbares Wesen zu erklären suchten, so durchschaute der klare Geist des Geheimraths, der sich lange über das innerste Wesen des Grafen unterrichtet hatte, den ganzen Zusammenhang. Freilich, von jenem Planderstückchen des Grafen mit seiner Tochter, oder, wie man sagen will, in der violett beleuchteten Grotte hatte auch er nicht die geringste Ahnung. Die Beiden waren unbemerkt geblieben. Doch wußte er von des Grafen schlechten Vermögensverhältnissen, und der Verdacht lag ihm sehr nahe, daß Fritz von Feldersberg sich bei seiner neuen Wahl mindestens theilweise durch diese bestimmen ließ. — Ja, es leuchtete ein, daß der Graf mit des Geheimraths Tochter nur dessen Geld wollte.

Freilich, Seine Erlaucht besaß Millionen, — wenn er die Güter seines Vaters geerbt; die ihm indeß schon jetzt zufließenden Summen konnten bei einem so aufwandreichen Leben, wie es der Graf führte, nicht hinreichen, wenn dazu unvorhergesehene Verluste durch verunglückte Speculationen kamen. Wollte nun Fritz von Feldersberg sich durch eine Heirath mit der Tochter des reichen Geheimraths von Ennsbeck aus seiner Verlegenheit retten, so schüttelte letzterer, der einem solchen Abenteuer ohnedies seine Tochter nicht anvertraut hätte, nicht allein den Kopf, sondern er schrieb auch schon an dem zweiten Tage nach dem Besuch Seiner Erlaucht folgenden Brief:

„Seiner Erlaucht Herrn Grafen Fritz von Feldersberg, Oberlieutenant ic.

„Wollen Sie einem Manne, dem die Ehre seines Hauses theuer, und der auch sonst noch etwas auf Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit hält, gütigst gestatten, Ihnen auf Ihre mir ausgesprochene Bitte um die Hand meiner Tochter Lubmilla einen aufrichtigen Bescheid werden zu lassen.

„Herr Graf! Ihre Verbindung mit Gertrud Margentheim, sowie die plötzliche Lösung dieser Ehe lassen mich Ihnen nicht das Vertrauen zuwenden, welches ich zu einem Manne haben muß, in dessen Hände ich das Lebensglück meiner einzigen Tochter legen will. Sie glauben wohl selbst nicht, daß ich mein einziges Kind einem Manne zur Ehe geben werde, von dem ich nicht sicher bin, ob er nur das Herz dieses Kindes verlangt.

„Verzeihen Sie, erlauchter Herr Graf, mir diese offene Aussprache, und seien Sie überzeugt, daß ihr nur die gewissenhaftesten Erwägungen zu Grunde liegen. Mit dem Ausdruck vollkommener Hochachtung

Rudolf von Ennsbeck.“

In den Salons der „vornehmen“ Leute würde man über diesen Brief, über ihre arade Form den Kopf geschüttelt und die

Nase gerümpft haben; denn daselbst liebt man ja jene hübschen, glatten Phrasen, die man sich auslegen kann, wie man Lust hat, und die alles Mögliche kundgeben, nur nicht die ehrliche Meinung des Schreibers oder des Sprechers. Herr Rudolf von Ennsbeck liebte die Phrasen nicht, er liebt sie auch heute noch nicht; was er sagen wollte, wünschte er so zu sagen, daß man im ersten Augenblicke wußte, ob er „kalt oder warm“ sei. —

Der Graf, den begreiflicherweise schon der Inhalt des Bescheides in Erstaunen setzte, mußte über die Form desselben vollends empört sein. Zuerst griff er an den Degen — wie die zweifelhaften Helden auf dem Theater — und das jedem Pientenant geläufige „Fordern“ saß ihm schon zwischen den Zähnen.

Aber — „fordern“, — den alten sechzigjährigen Geheimrath Rudolf von Ennsbeck fordern: das würde seltsam erscheinen. Zudem wäre es dem Geheimrath zuzutrauen, daß er seiner Rede noch mehr freien Lauf lasse, was, wenn der Geheimrath auch keinen positiven, beweisbaren Anhalt hatte, und demnach zu gerichtlicher Verantwortung hätte gezogen werden können, doch immer ein sehr schiefes Licht auf den Grafen werfen würde.

So mußte denn dieser wohl oder übel seinen Zorn verrauchen lassen, — am Ende gab es ja auch noch andere „Acquisitionen“. —

Aber der Graf wußte doch im Augenblick nicht, wohin er seine Leine auswerfen sollte; mit leeren Taschen — und die von Feldersberg's waren so gut wie leer, denn sein Gehalt brauchte er allein schon zum „standesgemäßen“ Leben —, mit leeren Taschen ließ sich eben nicht viel anfangen.

Es schien nur ein Ausweg übrig: Fritz mußte die Gausl seines Vaters zu erwerben suchen. Er hatte diesen noch nichts wieder von sich hören lassen, ja, ihn nicht einmal von der Aufhebung seiner Ehe unterrichtet. Denn er gedachte die Verbindung mit einem reichen Mädchen einzugehen, und dem alten Grafen, dessen Benehmen ihn, den in der Residenz „Hochangesehenen“, sehr unangenehm berührt hatte, wenigstens vorläufig zu trogen. Er war der einzige Sohn, der einzige Erbe; es schien ihm, daß des Vaters Besitz ihm nicht vorenthalten werden könne. Andererseits kannte er das nachgiebige Wesen des letzteren dem verzogenen Liebling gegenüber zu gut, als daß er befürchtet hätte, es möchte für die Dauer eine ernste Entfremdung eintreten.

Es war also der Wunsch des Grafen, die Benützung jenes letzten Mittels, das doch am Ende nicht umgangen werden konnte, noch etwas hinauszuschieben, um dadurch das Verlangen des Vaters nach Veröhnung — daß er ein solches empfand, davon war Fritz von Feldersberg vollständig überzeugt — womöglich noch zu steigern und ihn zur Erfüllung seiner Wünsche um so geneigter zu machen. Aber die Gläubiger drängten von allen Seiten, von der Börse kamen Schlag auf Schlag Meldungen von Niederlagen; neue Summen mit Bucherzinsen wollte der Graf nicht mehr aufnehmen: — Seine Erlaucht mußte sich bereits jetzt entschließen, jenes letzte Mittel zu ergreifen.

So setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief an den Vater, scheinbarer Reue voll. Er bat ihn um Verzeihung und gab die feste Versicherung, daß er in Zukunft allen seinen Wünschen Folge leisten wolle. — Ein anderer Mensch hätte nicht so zu schreiben vermocht; waschlappigen Charakteren, wie Fritz von Feldersberg einen hat, ist so etwas mit Leichtigkeit möglich. —

Und was war nun alles Vorhergehende weiter gewesen?

Dem alten Grafen rollten Thränen in seinen grauen Bart, als er die von größter Heuchelei diktierten, im wärmsten Tone gehaltenen Worte des Sohnes las, und jene Stelle aus der Bibel: „Wir wollen ein gemästetes Kalb schlachten ic.“ kam ihm in den Sinn. In kurzen warmen Worten drückte er Fritz seine Freude aus und bat den „jählich Geliebten“, sich womöglich Urlaub geben zu lassen und den „sehnüchtig Harrenden“ durch einen Besuch auf seinen Gütern zu erfreuen.

Seine Erlaucht erhielt Urlaub und begab sich zu seinem Vater. Diesem hat er nun sein Anliegen vorgetragen und die Erfüllung aller seiner Wünsche zugesichert erhalten. Mit guten Banknoten versehen, wird er jetzt nach Berlin zurückkehren, und dann bleibt er „Seine Erlaucht Herr Oberlieutenant Graf Fritz

von Feldersberg“, — aus dem „Oberlieutenant“ wird sogar höchst wahrscheinlich ein höherer Offizier, — dann ist er wieder der Glanzstern aller Salons, und die jungen Damen blicken mit schmachtenden Augen nach ihm hin: — er taucht wieder unter im Sumpf und Koth der Kaiserstadt. —

Und Lubmilla? — — Ihr glaubt, die gräme sich, da sie nun des Vaters festen Entschluß weiß? —

Freilich, sie hätte ihn gern den Ihren genannt, Seine Erlaucht, den Grafen Fritz von Feldersberg. — Aber Thorheit, sich zu grämen! — Sie wird weiter prangen und prunken, und alle Blicke werden an ihr hangen, wenn sie, tofett zurückgelehnt, in ihrer prächtigen Equipage im Thiergarten sich spazierenfahren läßt. —

Sie ist schön, sie wird eine große Mitgift erhalten, und es kann nicht fehlen, daß einmal der Rechte kommt, ebenfalls ein schmucker Cavalier, dem sie dann wohl leise in's Ohr sagt, wach' ein „galantes Abenteuer“ sie einmal mit Seiner Erlaucht dem Grafen Fritz von Feldersberg gehabt. — —

Zwölftes Kapitel.

Vor dem Vestibüle der Berliner Börse, in der Burgstraße, am Ufer der Spree gelegen, fahren zahlreiche Droschken und Equipagen an, und viele, meist elegant gekleidete Herren, alte und junge, eilen geschäftigen Schrittes an der in der Vorhalle sich findenden weißen Gypsstatue des thronenden Kaisers vorüber, durch das mit grünem Tuch ausgeschlagene Drehkreuz in den großen Börsensaal.

Dieser hohe, weite, durch eine offene Arkade in zwei Hälften getheilte Raum bringt mit seinem Skulpturen- und Bilderschmuck und der von zwei übereinandergestellten polirten, aus schlesischem Granit bestehenden Säulen gebildeten, rings um den Saal laufenden Galerie, mit den zahlreichen Leuchtern zur Seite und den ungeheuren Fenstern einen höchst imposanten Eindruck hervor. Es ist der größte geschlossene Raum von Berlin.

Mittags gegen ein Uhr ist die Börse am belebtesten, und wenn man von der Galerie auf die Menge hinabsieht, so bietet sich ein sehr abwechslungsreiches Schauspiel. Man blickt auf ein Meer von Hüten, und glattgeschickelten, lodigen oder lahlen Häuptern, auf ein buntes Gewimmel bewegter Gestalten, die Köpfe bedeckt oder unbedeckt. Man ruft und schreit durcheinander, — aber wir verstehen nichts: es ist nur ein unbestimmtes Summen und Rauschen, welches zu uns heraufklingt. Man rennt, Papiere oder Bleistift und Taschenbuch in der Luft haltend, durcheinander, man drängt sich um die Sitze der Maller; die Kurszettel, welche telegraphischen Bericht von den anderen bedeutenden Börsen bringen, werden aus den Händen der den Saal durcheilenden Boten in die Höhe geworfen und von fleißigen Armen aufgefangen. Hier flüstert Einer dem Andern etwas in's Ohr, da klopf't Jener dem Nachbar auf die Schulter, ja, er umarmt ihn, er spricht immer heftiger auf ihn ein, um ihn zum Abschluß eines Geschäftes zu bewegen. Die Banquiers, die sogenannten „großen Häuser“, bleiben auf ihren Sitzen, um dann und wann einem ihrer Commis zu winken oder einen sonst von ihnen Beorderten heranzurufen und Befehle auszutheilen, worauf sich diese entweder still wieder unter die Menge begeben oder einen lebhaften Sturm hervorrufen. Die Berichterstatter der Presse gehen dann und wann durch den Saal, um sich über die Lage zu unterrichten.

Am belebtesten ist die südwestliche Ecke des Raumes, das sogenannte Lombarden-Viertel; hier drängt sich Kopf an Kopf, Einer sucht sich über den Andern zu erheben, man reißt die Hälse und springt auf die Bänke, man ruft einander, man zerrt sich förmlich hin und her, man ergeht sich in Schimpfwörtern und Beleidigungen, — ja, hier ist der Ort, wo es zuweilen zu Prügeleien kommt. Dazu schreit man die Kurse der hauptsächlichsten Papiere, d. h. wie man sie nehmen will, zu welchem Preise zu verkaufen man Lust hat, mit einer Emphase heraus, als handle es sich um Tod und Leben. Zieht sich dann Der

oder Jener von dem lauten Treiben zurück, so begibt er sich wohl nach der am Moritzplatz gelegenen Ecke des Saals, um dort am Büffet eine Erfrischung zu sich zu nehmen oder sich nach der vorhergegangenen Anstrengung durch einen kleinen Imbiß zu stärken. —

Zu dieser Stunde, wo die „großen Leute“ vor Allem ihre Geschäfte machen, befindet sich der Herr Banquier Reinhold Margentheim nicht mehr auf der Börse; er nimmt überhaupt nur an der Vorbörse theil und pflegt um zwölf Uhr das große Haus an der Burg- und neuen Friedrichsstraßenecke zu verlassen, um eiligen Schrittes über die Brücke nach dem Lustgarten hinüber zu wandeln. Die Dienstmänner, die Zeitungs- und Obstverkäufer, sowie die alten, schlecht gekleideten Juden an der Vorhalle kennen den „feinen Mann“, denn er ist ja früher oft hier aus- und eingegangen, und man pflegte sich zu beeilen, ihm freie Bahn zu machen, wenn der galonnirte Diener den Schlag seiner kostbaren Equipage geöffnet hatte, — sie kennen den „feinen Mann“. Einer weist mit den Fingern auf ihn, — über das Gesicht eines Anderen gleitet ein satirisches Lächeln.

Es ist aber auch gar zu komisch, wenn man sieht, wie der alte Margentheim im Cylinderhute, den mit weißem Elfenbeinknopf versehenen Stock grazios schwingend, rasch, dann und wann eilig grüßend, als ob er — wie er früher zu sagen pflegte — von Geschäften überhäuft sei, dem königlichen Museum zuschreitet. —

Die Großstädter sind sehr neugierig, fast noch neugieriger als die Kleinstädter. Bei dem allergeringsten Vorfall schaaren sie sich zu einer Gruppe zusammen und bleiben gaffend stehen, — das Pferd eines Droschkentutschers mag etwas halsstarrig sein, oder ein Dienstmädchen das Salz verschüttet haben, — und gleich sieht man eine Menge Leute sich ansammeln.

Darum darf es auch nicht befremden, wenn jetzt vor einem Hause in der ***straße eine neugierig spähende Gruppe steht, ohne daß man recht den Grund davon einzusehen vermag. Vor fünf Minuten ist ein Möbelwagen gefahren gekommen, der jetzt vor der Thür dieses Hauses hält; zwei Schutzleute sind drinnen die Treppe hinaufgestiegen. —

Jetzt kommt auch der alte Margentheim herzu. Mit ärgerlichen, fast zürnenden Blicken schaut er über die Gaffenden hin und eilt hastigen Schrittes in's Haus, — gradeso, als ob er sofort oben an das Fenster treten und das „versammelte Volk“ ersuchen wolle, den Platz vor „seinem Bestizthum“ nicht zum Schauplatz einer tumultuarischen Scene zu machen.

Als er im Begriff steht, die Thür seiner Wohnung zu öffnen, findet er zwei Schutzleute am Schloß beschäftigt, anscheinend es gewaltsam zu öffnen versuchend. Das ist für den Banquier Margentheim, der ohnehin, weil das „Geschäft“ immer schlechter wird, sich nicht in der rosigsten Laune befindet, denn doch zu viel. Er richtet sich, kaum, nachdem er die letzte Treppenstufe überschritten, stolz empor, und mit gehobenem Kopf ruft er den Polizeibedienteten zu:

„Meine Herren!“ —

„Herr Reinhold Margentheim!“ entgegnet die Beiden.

Wie? — Nicht einmal: „Herr Banquier Reinhold Margentheim“, welchen Titel ihm doch Niemand beanstandete? —

„Ja, meine Herren, Herr Banquier Reinhold Margentheim!“ sagte der „feine Mann“ mit scharf betonender Stimme.

„Wir ersuchen Sie im Namen des Gesetzes, die Thüre zu öffnen!“

„Und was wollen Sie, meine Herren?“ entgegnet Herr Margentheim erstaunt.

„Wir kommen mit dem Auftrage, Sie zu pfänden!“

„Meine Herren, Sie irren sich!“

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ Und der eine von den Schutzleuten zieht ein großes, mit dem Gerichtsstempel versehenes Schreiben aus der Tasche.

Darin war zu lesen, daß, nachdem die gesetzmäßige Frist nach erfolgter Klage verstrichen, Seine Erlaucht der Herr Graf Fritz von Feldersberg an dem früheren Banquier Reinhold Margentheim wegen der ihm von ersterem geliehenen Summe von Mark 3000 die Exekution zu vollziehen beauftragt habe.

Erst waren Herrn Margentheim's Blide feierlich und in wohlgefälliger Ruhe über das Schreiben hingeglitten, — nun stand er bestürzt da. Er war wie aus den Wolken gefallen.

Sein Schwiegersohn, Seine Erlaucht der Graf Fritz von Feldersberg läßt ihn, den Vanquier Reinhold Margentheim, seinen Schwiegervater, — d. h. der gewesene Schwiegersohn den gewesenen Schwiegervater pflanzen!

Eine Stunde später saß der alte Margentheim auf dem einzigen Stuhl an dem einzigen Tisch des Zimmers und sah starr vor sich hin.

Dort auf dem Fußboden lagen die Papiere wir durcheinander, welche man aus seinem Schreibsekretär geworfen hatte, — ah, als er das Möbel zur Thür hinaustragen sah, war ihm eine Thräne über die Wange gerollt.

Im Augenblicke raselte unten der große Wagen fort, — er rollte so dumpf, so schwer. Es war Herrn Margentheim, als würde er aus allen Himmeln gestürzt.

Nun war es etwas Anderes, — etwas ganz Anderes!

Ich meine in Bezug auf die Verheirathung Gertrud's mit dem Baumeister Johannes Sollmans. Herr Reinhold Margentheim hatte unrlöglich eine gewaltige Abneigung gegen den Grafen Fritz von Feldersberg bekommen. So sehr hatte ihn sein seltsamer Bahn doch noch nicht gefangen genommen, als daß ihm über die Handlungsweise des Grafen nicht jetzt endlich ein Licht aufgegangen wäre. Man hatte ihn zum besten gehabt, man hatte ein Spiel mit ihm getrieben, — unerhört!

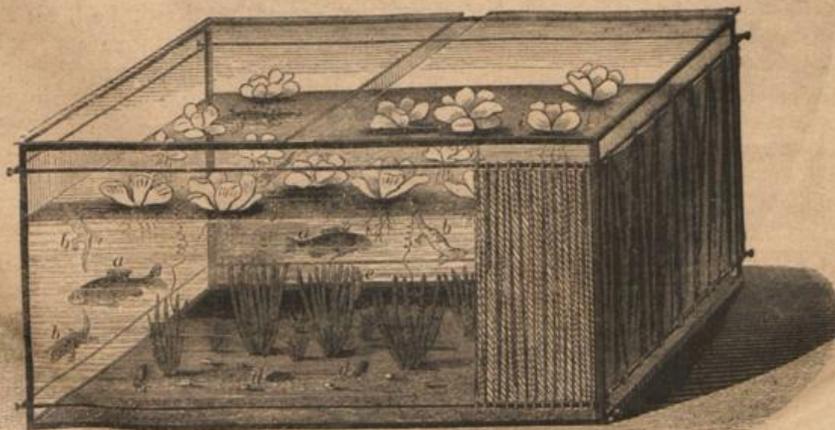
Wie großherzig und edelmüthig, wie zukommend und freigebig war der Graf vorher erschienen, — und jetzt? — O, Herr Margentheim wurde fast wüthend über den schändlichen Betrug: — er hatte ja ihn betroffen, ihn! —

Es kamen jetzt keine Einladungen zu glänzenden Soirées und Ballfesten mehr in jenes Haus einer entlegenen Straße; die „vornehme“ Gesellschaft schien von Herrn Vanquier Reinhold Margentheim gar nichts mehr wissen zu wollen. Das erbitterte den „feinen Mann“; er fühlte sich sehr „getränkt“, und der Entschluß war ihm nicht fern, sich nunmehr ganz von jenen Kreisen — zurückzuziehen.

Johannes sprach nun nicht mehr lange um die Hand



Kelch-Aquarium. (Seite 520.)



Kasten-Aquarium. (Seite 520.)

Gertrud's zu werben; am 20. April wurden die Beiden getraut, natürlich nur standesamtlich.

Nun war es eingetroffen: die alte Frau Sollmans legte mit seligem Lächeln ihre Hände auf das Haupt Gertrud's, welche sie als ein Wesen kennen gelernt, zu dem sie sich, das erste Mal in der Residenz, wirklich hingezogen fühlte.

Nur einen Wunsch hatte noch die Mutter Johannes', und dieser Wunsch, er war schon lange auch der des Vaters gewesen. Die Beiden vermochten sich nicht in der Hauptstadt einzuleben. Es zog sie unaufhörlich zu den Bergen ihrer Heimath, zu den almen, schlichten Bekannten hin, mit denen sie die schönsten Stunden des Lebens verbracht, und wenn man Frau Sollmans jetzt noch weinen sah, so konnte man sicher sein, daß das Heimweh der Quell ihrer

Thränen war. — Und auch Johannes fühlte sich nicht mehr wohl in dem „Mittelpunkte der Intelligenz“.

Eines Tages kam der alte Sollmans, der seine Haushofmeisterstelle, weil der Besitzer des Grundstücks ebenfalls bankrott geworden war, schon seit Ende Februar eingebüßt hatte, auf die Stube seines Sohnes gestürzt; einen Brief hielt er in der Hand, und ehe ihn Johannes gelesen, wußte er aus der freudig erregten Rede des Vaters bereits alles, was er aus diesen Zeilen erfahren konnte.

Der Sohn seines früheren Unterstüfers, der Besitzer jener Sägmühlen am Ballensee, war — wie ein alter Freund dem Vater meldete — mit Tode abgegangen. Die Etablissements waren schon verkauft worden, und der neue Eigenthümer gedachte an den unter dem Besitz des früheren Inhabers sehr in Verfall gerathenen Gebäuden beträchtliche Renovationen vollziehen zu lassen, — auch ein ganz neues „Herrenhaus“ wollte er sich erbauen.

„Wie,“ sagte der alte Sollmans, „wenn du dich um die Uebergabe jener Bauten in unserer Heimath bewerben würdest? — So kommen wir doch heim!“

„Ja, heim!“ fügte die gute Frau des Alten mit einem Seufzer hinzu.

„Ich will hinschreiben!“ sagte endlich Johannes.

Und er that es. — An den vorzüglichsten Empfehlungen mangelte es ihm nicht. Dazu erfreute sich Johannes dabei



L.H.X.A. 68071.55.

Aquarium in Verbindung eines Vivariums. (Seite 520.)

des besten Rufes; der bisherige Verwalter hatte dem neuen Inhaber sogar schon von dem aus dem Dorfe stammenden Baumeister Sollmans in Berlin gesprochen. Glücklicherweise war die Leitung des Baues noch nicht anderen Händen anvertraut, als Johannes' Brief eintraf.

Nach wenigen Tagen erhielt Johannes günstige Antwort — er sollte sofort in die Schweiz kommen. Die Eltern des Baumeisters weinten vor Freude bei dieser Nachricht. — Und, o,

wie flog Gertrud dem Geliebten an's Herz! — Aller Roth und Sumpf, in den man sie hatte hineinziehen wollen, lag nun hinter ihr; sie sollte all' dem Glanz und eitlen Flimmer entsagen dürfen, der die Sinne blendet, aber das wahre Leben aus der Seele frisst, — wie ein banger, beängstigender Traum lag nun alles Erlebte hinter ihr, als sie es hörte, das süße Wort:

„Wir wollen ziehen!“ —

Und was wurde nun aus dem alten Margentheim? —

Er sollte mitreisen; man würde für ihn, den Federgeübten, vielleicht eine Stellung bei dem neuen Besitzer der Sägemühlen auswirken können, und einen Augenblick schien es fast, als wolle er auf den Vorschlag eingehen. Aber, als es zur Entscheidung kam, konnte er sich doch nicht losreißen. —

Er blieb in Berlin. Der Schwiegersohn war edel genug, dem alten Verschwender vor seiner Abreise etwas von dem wieder Ersparten abzutreten. Der „Banquier Reinhold Margentheim“ macht immer noch Geschäfte an der „Börse“; wie weit er es damit noch bringen wird, das ist nicht vorherzusagen. —

* * *

Die Sonne gießt ihre glitzernden Strahlen über die blaugrünen Wellen des Wallensees hin, und auf den steilen Wänden der Churfürstentete drüben spielt es zauberisch hin und her; in der Ferne leuchten die schneeigen Berge, und süße Kühlung wehen frische Lüfte von ihnen herzu. Rings duften die Blumen und blühenden Bäume, und vom Walde droben herab fliegen die munteren Vögel und setzen sich nieder auf die Dächer der friedlich klappernden Sägemühlen, um zu singen, — fröhlich zu singen. —

Auf einem kleinen, grünen Hügel sitzen die Beiden, Johannes und Gertrud. Unter ihnen liegt das schlichte Dörfchen; aber

wie unendlich schöner ist's als die Paläste und Schlösser der Kaiserstadt, weit oben im Norden

Wie fern liegt nun aller Lärm und alles Geräusch der lauten Straßen, der Glanz und Flimmer glatter Säle, all' der prunkende Tand, den die Residenz gewährt! — Mögen sie sich freuen bei ihren Bällen, Theatern und Konzerten, — was kümmert es die Beiden? — Sie leben in einer viel glücklicheren Welt. —

Johannes hat einen bunten Kranz aus blühenden, duftigen Blumengewinden, und setzt ihn Gertrud auf das blonde Haar.

Diese aber lehnt sich sanft an die Schulter des Geliebten und blickt, in innerster Seele zufrieden, auf das Dörfchen und den See hinab. — Dann schaut sie innigen Blicks mit ihren blauen Augen Johannes an, als wolle sie ihm danken, daß er sie gerettet und in dieses paradiesische Land geführt, — sie streichelt sein Haar, und als ob sie fürchte, er könne ihr entrisfen werden, schlingt sie mit leidenschaftlicher Hestigkeit ihre Arme um seinen Hals. —

„Nicht wahr, Gertrud, es gibt ein ‚Schöneres‘, ‚Höheres‘, als sich die laute, in eitlen Wahn befangene Welt da draußen träumen läßt?“ —

Es lächelt nur Wenigen mit all' seinem Glanz, es hat auch Vermuthstropfen: — aber, „es gibt ein Glück, das ohne Reu!“ —

Die Stenographie und ihre Bedeutung.

(Schluß.)

Interessant ist die Art und Weise, wie Gabelsberger zuerst den Gedanken, eine Schnellschrift zu schaffen, gefaßt hat und spricht er sich selbst hierüber wörtlich wie folgt aus: „Als ich im Jahre 1817 aus freier Idee mit Ermittlung einer Schnellschrift mich zu befassen anfing, hatte ich dabei keine andere Absicht, als etwa einem höheren Staatsbeamten zur Erleichterung seiner Geschäfte in der Art dienstlich zu werden, daß ich vermittelst solcher Schrift entweder einzelne Elaborate desselben gleich vom Munde weg aufnehmen, oder mir bei minder bedeutenden Gegenständen nur schnell das Wesentliche seiner Ansichten notiren, das Uebrige aber selbst ausarbeiten könnte. Meine Idee fand aber damals keinen Anklang, es mußten über 15 Jahre verfließen, bevor mein erster Gedanke seinen Mann (Minister Ludwig Fürst von Dettingen-Wallerstein) fand, der nicht bloß das Nützliche und Geschäftsförderliche einer solchen Dienstleistung durchblickte, sondern auch den gehörigen praktischen Gebrauch davon zu machen wußte. Während ich meine vorläufig gefaßte Idee darum nicht gleich aufzugeben, sondern sie wenigstens zu meinem Vergnügen in Musestunden verfolgt hatte, trat die neue, am 26. Mai 1818 proklamirte bairische Staatsverfassung ins Leben, und es wurde zur Einberufung der ersten Ständeversammlung für das Jahr 1819 geschritten. Da ging mir nun der Gedanke auf, daß ich mich durch meine bisher ohne nähere Bestimmung gepflegte Kunst vielleicht nützlich machen könnte, nachdem ich aus den Zeitungen wußte, daß in England und Frankreich eigene Schnellschreiber zur Aufnahme der ständischen Verhandlungen verwendet wurden. Nun erst fing ich an, die Sache auch ernstlich zu betreiben.“

Wie bereits erwähnt, trat Gabelsberger im Jahre 1834 mit seinem großen Werke: „Die Deutsche Redezeichenkunst“ in die Oeffentlichkeit, welchem nun in den spätern Jahren verschiedene Veränderungen und Bervollkommnungen folgten. Noch erlebte Gabelsberger die Freude, sein Werk auch in das Dänische übertragen zu sehen, als im Jahre 1849 der Tod seinem thaten- und segensreichen Schaffen ein Ziel setzte. Unermüdlcher Fleiß und übermäßiges Arbeiten bis in die tiefe Nacht haben jedenfalls am meisten dazu beigetragen, daß er im schönsten Mannesalter dem Leben entrisfen wurde. Die Gemeinde München ehrte ihren Mitbürger, indem sie dessen, mit einem Monument geschmückte Grabstätte auf ewige Zeiten für unveräußerlich erklärte und die

Straße, in der Gabelsberger bis ans Ende seiner Tage gelebt hatte, nach seinem Namen benannte.

Das Gabelsberger'sche System zerfällt in vier Hauptabschnitte, nämlich: in die Lautschreibelehre, Wortschreibelehre, Wortkürzungslehre und Satz kürzungslehre. Wer in dem Studium der Stenographie auch den letzten Abschnitt, die Satz kürzungslehre hinter sich hat, wird mit Leichtigkeit einem jeden Redner wortgetreu folgen können. Einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen der Stenographie und unserer Kurrentschrift ist in der Form der Buchstaben zu erblicken, welche bei der ersteren um Vieles einfacher und verbindungs fähiger sind als bei der Kurrentschrift. Schon durch diese Einfachheit der Buchstaben allein wird durch Anwendung der Stenographie ein großer Vortheil an Zeit erzielt, welcher durch die symbolische Bezeichnung der Vokale a, i und u noch gesteigert wird. Um in einem Worte die symbolische Bezeichnung des i zu bewirken, stellt der Stenograph den nachfolgenden Konsonanten etwas über die Schriftlinie, um u zu bezeichnen, den folgenden Konsonanten etwas unter die Schriftlinie, während er den Vokal a durch Verstärkung des folgenden Konsonanten andeutet. Die symbolische Bezeichnung dieser drei Vokale kann, sobald sie nur richtig und deutlich angewendet wird, nie zu einem Irrthum führen und wird durch dieselbe eine schnelle Uebersicht der Wörter beim Lesen nicht unwesentlich gefördert.

Eine weitere, nicht unbedeutende Kürze bereitet die Wortkürzungslehre. Dieselbe handelt von der Ausscheidung der Schaltsilben, von der weiteren Kürzung des Artikels, der Begriffswörter und Pronomina. Die Schaltsilben werden z. B. in allen den Fällen ausgeschieden, wo durch die Bezeichnung der Stammsilbe und Endung bereits eine hinreichende Bürgschaft für die Deutlichkeit des Wortes geboten wird. Z. B.: Dank(bar)keit, Frucht(bar)keit, all(er)lei, Geleg(en)heit, Beleid(ig)ung, Wirk(sam)keit, Erfind(ungs)gabe, Mann(ich)altigkeit, Noth(wendig)keit, u. s. w.

Von den Begriffswörtern und Pronomina werden die Endungen, wenn durch vorausgehende Artikel oder Bestimmungswörter die Biegungsverhältnisse der Begriffswörter und Pronomina vollständig präzisirt werden, weggelassen. Z. B.: Ein gut(er), treu(er), aufrichtig(er) Freund. In all(en) Fäll(en) &c.

Der letzte Abschnitt — die Satz kürzungslehre — ist die herrlichste und tiefdurchdachteste Schöpfung Gabelsberger's, in

welcher die Geseze der Sprache und Logik die Grundsäulen bilden. Die Satzfügungslehre ist nur in dem Gabelberger'schen System zu finden; kein anderes System hat eine solche aufzuweisen.

Dieser Hauptabschnitt zerfällt wiederum in drei Theile:

a) Formfügung, b) Klangfügung und c) gemischte Fügung.

Durch die Anwendung der Formfügung werden die Wörter durch ihre Beugungsklaute, Vor- und Nachsilben, also durch die formellen Wortbestandtheile angedeutet. Z. B.: Die Bäcker — en (backen). Der Lehrer — t (lehrt). Nach Lage der — e (Sache) konnte ich nicht anders — eln (handeln). Gott wird das Gute be— und das Böse be—. In dem Lesen des letzten Satzes dem logischen Urtheile die Hauptrolle zu. Es wird wohl indem möglich sein, bei bloßer Bezeichnung der Vorsilbe „n“ in diesem Satze etwas Anderes zu lesen als: Gott wird das Gute belohnen und das Böse bestrafen. Eine unangelegte Folge der Zeitwörter hier eintreten zu lassen, würde geradezu unsinnig sein, und geht aus diesem Beispiel allein schon zur Genüge hervor, daß jedes nach den Regeln des Systems gefügte Wort auch in jedem Falle vollkommen sicher und richtig wiedergelassen werden kann.

Bei der Klangfügung dient derjenige Laut der Stamm- oder Wurzelsilbe, welcher beim Aussprechen der Silbe am schärfsten tönt, zur Bezeichnung des Wortes. Z. B.: Der Bettler war froh, als ich ihm einige Pfennige gab. Ein guter Mensch in seinen Funktionen Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt. In dem letzten Satze wird bei den Wörtern „dunklen“ und „bewußt“ durch Tiefstellung des d und w das u symbolisch angedeutet, was zur sofortigen richtigen Erkennung des gefügten Wortes von großem Vortheile ist.

Die gemischte Fügung besteht in der Vereinigung der Form- und Klangfügung und schließt mit diesem Abschnitt das System der Satzfügung, deren Anwendung allein zu der Möglichkeit führt, einem jeden Redner, und selbst dem schnellsten, wortgetreu zu folgen. Von den Vertretern anderer Systeme, namentlich des Stolze'schen (einer mangelhaften Nachbildung des Gabelberger'schen), ist der Gabelberger'schen Schule der Vorwurf gemacht worden, daß die Satzfügungslehre nicht zuverlässig und sicher genug sei, und daher die Anwendung von feststehenden Sigeln, von denen das Stolze'sche System eine Unmasse besitzt, vorzuziehen wäre. Es ist dies jedoch grundfalsch, denn ein Gabelberger'scher Stenograph wird stets das gefügte Wort mit Sicherheit wiederlesen können, sobald er dasselbe nach den Regeln des Systems gefügt hat. Ueber die Berechtigung und das Vortreffliche der Satzfügung spricht sich der Professor der Mathematik und Physik an der Universität zu Braunsberg, J. Tieg, wie folgt aus: „Wie an allen Stufen ihrer Entwicklung, so zeigt sich uns Gabelberger's Erfindung auch in ihrer höchsten Vollendung als ein denkender Praktiker, der sich zuerst das Ziel klar macht, welches zu erreichen ist, und dann zur Erreichung dieses Zieles eben nur so viel Mittel in Anwendung bringt, als unbedingt nothwendig sind. Es ist in vielfachen Beziehungen von Wichtigkeit, zu wissen, wie viele Buchstaben eine gewisse Summe von Wörtern enthält; und man hat gefunden, daß in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten deutlich ausgesprochen werden können. Sehen wir nun davon ab, daß die Zunge wohl nicht im Stande ist, dem lesenden Auge zu folgen, und daß wir ohne Zweifel vielmehr bewältigen können, wenn wir still für uns lesen, als wenn wir laut vorlesen, sondern legen der folgenden Untersuchung nur die Zahl 1500 zu Grunde; so entsteht die Frage: wie viele von den 1500 Buchstaben sieht das lesende Auge wirklich? Eine Menge optischer Erscheinungen, so alle Experimente, welche in das Gebiet der sogenannten Thaumotropie (Wunderthätigkeit) gehören, beruhen auf der Erfahrung, daß jede Empfindung eines Lichteindrucks bei mäßiger Stärke des Lichts etwa eine Viertelsekunde fortbauert, nachdem die ihn erzeugende Ursache bereits aufgehört hat. Unser Auge kann daher nur vier verschiedene Lichteindrücke in der Sekunde, d. h. 240 in der Minute, von einander unterscheiden; und Lichteindrücke, welche schneller aufeinander folgen, decken sich im Auge, und verlieren wir jedes

Urtheil darüber. Daraus folgt, daß wir von den 1500 Buchstaben, welche man in einer Minute in Worten deutlich auszusprechen vermag, aus physischen Gründen noch nicht den sechsten Theil zu sehen im Stande sind. Wenn wir sie aber nicht sehen können, so sind sie ein Luxus, der gespart werden muß und der nur bei der rein mechanischen Kurrentschrift begreiflich bleibt. Wollte man dagegen einwenden, daß wir beim Lesen eben nicht nötig haben, jeden Buchstaben wirklich zu sehen, weil wir nicht Buchstaben sondern Wortbilder lesen; so wäre damit einmal nur zugestanden, daß wir eben alle Buchstaben zu sehen nicht nötig haben, und viele derselben nichts als Luxus sind; und für's Zweite hätte man dadurch auf einen neuen Vorzug der Stenographie vor der Kurrentschrift hingewiesen; denn nur die stenographischen Schriftzeichen sind so schreibflüchtig und verbindungs-fähig, daß sie zu Wortbildern mit einander verschmelzen; während die Kurrentschrift nichts weiter thun kann, als Buchstabe für Buchstabe mechanisch an einander reihen. Kurz, durch die Schlüsse ist mathematisch bewiesen, daß wir mindestens ebensoviel mit dem Verstande als mit den Augen lesen, und daß es nichts als Täuschung ist, wenn man glaubt, daß man Buchstabe für Buchstabe schreiben müsse, um das buchstäbliche Wiederlesen zu verbürgen.“

Das Gabelberger'sche System ist bereits auf die französische, englische, russische, italienische, schwedische, spanische, dänische, böhmische, rumänische, griechische, ungarische, serbische, polnische und lateinische Sprache übertragen und wird in allen Ländern der Erde verwendet. Für Verbreitung des Systems wirkt in erster Linie das königliche stenographische Institut zu Dresden, woselbst alle Jahre eine große Anzahl junger Leute in der Gabelberger'schen Stenographie unterrichtet wird. Außerdem wirken in allen Ländern Gabelberger'sche Stenographen-Vereine, deren alleinige Aufgabe es ist, für Verbreitung des Systems Sorge zu tragen. Die stenographische Literatur ist eine außerordentlich reichhaltige, und zählt die Bibliothek des königlichen stenographischen Instituts in Dresden über 10,000 stenographischer Werke. Als ein ganz besonders empfehlenswerthes Buch sei hier noch der „Katechismus der Stenographie“ von Heinrich Krieg, Professor an dem genannten Institut*) erwähnt, welches sowohl über die bestehenden stenographischen Systeme überhaupt, als auch besonders über das Wesen der Gabelberger'schen Stenographie erschöpfende Auskunft gibt.

Ueber den Werth des Gabelberger'schen Systems spricht sich Professor Krieg, einer der bedeutendsten Theoretiker, in seinem „Katechismus der Stenographie“ folgendermaßen aus:

„Weber die Uebertragung englisch-französischer Systeme, noch die Nachbildungen des Gabelberger'schen Original-Werkes mit Berücksichtigung englisch-deutscher und französisch-deutscher Methoden, noch die sogenannten volksthümlichen Schnellschriften, die abgekürzten Kurrentschriften, die Bogen-, Strich- und Punkt-schriften verdienen Beachtung und Verbreitung, sondern einzig und allein die ächt deutsche, — nach dem Ausspruch von Karl Rosenkranz — ‚aus dem Genius der deutschen Sprache geschöpft‘, sowohl als Korrespondenzschrift wie als Parlamentsstenographie bewährte Erfindung Gabelberger's trägt die Berechtigung in sich, zu einer stenographischen Nationalschrift aller Deutschen erhoben zu werden.“

Fragt man nun, wem die Stenographie besonders von Vortheil und Nutzen sei, so ist die Antwort hierauf Jedermann. Ist doch schon das gründliche Studium der Stenographie selbst ein ganz vorzügliches geistiges Anregungsmittel, denn es werden nicht nur durch Erlernung derselben die Verstandeskkräfte und das Denken in bedeutendem Maße in Anspruch genommen, sondern es wird hierdurch gleichzeitig auch die sprachliche Bildung in jeder Beziehung gefördert. Die Rechtschreibung, die Unterscheidung des Stammes, der Beisilben und der Wörter, der Deklination

*) Professor Krieg bearbeitete im Auftrage des deutschen Generalpostamtes die „Deutsche Poststenographie“, welche nach Ausspruch des Generalpostmeisters Stephan den gestellten Anforderungen vollständig entspricht.

und die Konjugation, die Kenntniß der wichtigsten Wörterklassen überhaupt wird durch Erlernung der Stenographie wesentlich gefördert und befestigt.

Die Stenographie ist, das lehrt uns die tägliche Erfahrung, ein Bedürfnis der Zeit geworden, denn trotzdem, daß man zur Erleichterung des Schreibens die alte edige Schulschrift in den flüchtigen kaufmännischen Duktus umgewandelt hat, daß Gelehrte, Schriftsteller, Staatsbeamte u. s. w. alle möglichen Abkürzungen zur Abkürzung des lästigen Schreibgeschäftes anwenden, bleibt die Schrift doch weit hinter den anderen Verkehrs- und Förderungsmitteln unserer Zeit zurück. Heutzutage, wo alles Streben darauf gerichtet ist, Zeit und Raum möglichst vorteilhaft auszunützen, bildet daher die Stenographie ein unentbehrliches Glied in der Kette der großen Erfindungen der Neuzeit, gewinnt sie immer mehr

an kulturgeschichtlicher Bedeutung und wird umso größeren Nutzen stiften, je mehr sie Verbreitung unter dem deutschen Volke findet, denn man muß berücksichtigen, daß, je allgemeiner die Kenntniß und Verwendung der Stenographie wird, auch der Nutzen derselben wächst und deutlicher vor Augen tritt.

Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht mehr allzu weit entfernt, wo sich der Wunsch des Meisters Sabelsberger: die Stenographie möge Gemeingut werden, erfüllen wird zum Nutzen und Segen des deutschen Volkes. Mehr als je verschafft sich der Wahlspruch: „Zeit ist Geld!“ in unserer gegenwärtigen Zeit Geltung, und da die Stenographie neben anderen großen Vorteilen ein wirkliches Zeitersparungsmittel in hohem Maße ist, so ist sie allein schon aus diesem Grunde im vollsten Sinne des Wortes ein Bedürfnis der Zeit! —

Aquarium und Vivarium.

(Hierzu die Illustrationen auf Seite 516 und 517.)

Als ich vor wenigen Wochen bei Gelegenheit eines Besuchs einer den naturwissenschaftlichen Liebhabereien dienenden Ausstellung mich längere Zeit in der Nähe der daselbst befindlichen, schön eingerichteten Zimmer-Aquarien aufhielt, hörte ich mehr als einmal dieselben von den verschiedensten Besuchern als eine dem Luxus dienende, kostspielige Spielerei für Leute, die nichts weiter zu thun haben“, bezeichnen. Ich muß gestehen, daß ich zuerst nicht grade sehr von dieser Beurtheilung meiner Lieblingsliebhaberei erbaut war, aber gleichzeitig war mir dies Urtheil wiederum eine Anregung, auch ferner belehrend auf die Kreise einzuwirken, die Vorurtheil und Ueberschätzung der Kosten und der Mühe bisher die Einrichtung der Zimmer-Aquarien nicht genugsam würdigen ließ.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Einrichtung und Unterhaltung dieser Voranstalt in der Häuslichkeit einiges Geld und ein wenig Geduld Anspruch nimmt, aber im Vergleich mit dem Vergnügen und dem Nutzen von Belehrungen, die daraus entspringen, sind diese beiden Dinge gewiß nur geringfügig zu nennen.

Für ein empfängliches Gemüth kann es ja nichts Schöneres geben, als das stille Naturleben Schritt für Schritt zu belauschen. Der große Reiz desselben, das in Sümpfen, Gräben und Bächen sich vollzieht, würde aber unserm Auge vollständig verloren gehen, wenn das Aquarium hier nicht vermittelnd eintreten würde. Und daß diese Seite des Naturlebens nicht zu den uninteressantesten gehört, wird gern ein Jeder zugeben, der nur kurze Zeit sich der Beobachtung desselben hingegen hat. Wie anziehend und belehrend ist es, den allmählichen Entwicklungsprozeß aus einer häßlichen, gefräßigen Wade des Wasserinsektes zu der leichtbeweglichen, graziösen Libelle zu verfolgen! Daraus kann eine solche Beobachtung kaum zu machen, wenigstens nur mit Aufopferung vieler Zeit und Mühe zu ermöglichen, hier hingegen können wir hinter den klaren Glasscheiben in unseren Mußestunden jede kleine Veränderung und Umwandlung sich vollziehen sehen.

Freilich erfordert die Einrichtung und Erhaltung eines Aquariums einige Kenntniß, aber mit gutem Willen, mit zweckentsprechendem Glas und etwas Geld, dem sich noch einige Geduld und ein bißchen Glück anreihen müssen, läßt sich in kürzester Zeit eine solche zu eigenen machen. Und dann lernt ja der Liebhaber von Tag zu Tag aus eigener Erfahrung, und das ist ja eben eine nicht gering zu schätzende Seite jeder Liebhaberei, daß sie den Liebhaber zum Forscher, sei es in größerem oder geringerem Maße, macht.

Zunächst kommt es auf die Gefäße des Aquariums an. Jedes glodenförmige Glasgefäß läßt sich nun im Nothfalle als Behälter für Wasserthiere ansehen, aber zweckmäßig ist ein solches nun freilich nicht. Ganz unbrauchbar sind die kleinen kugelförmigen Goldfischbäcken, durch welche die Lichtstrahlen so gebrochen werden, daß die darin gehaltenen Thiere ganz verzerrt und verunstaltet aussehen. Etwas besser sind schon die eigens angefertigten Glas-Aquarien, von denen wir unseren Lesern ein schon eingerichtetes durch Abbildung vorführen. Auch bei diesem Aquarium finde die oben genannten Uebelstände nicht ganz zu bestehen, obwohl sie, da das Glas weniger gewölbt ist, mehr zurücktreten. Niemals lassen sich aber bei solchem Glas- oder Kelch-Aquarium einige Uebelstände fortchaffen, die dem Liebhaber viel Arbeit und oft

genug auch Verlust bereiten und die ihn leicht ermüden lassen. Man kann nämlich die Glas-Aquarien aus natürlichen Gründen nicht allzu groß machen, und das durch keinen Zu- und Abfluß bewegte Wasser geräth leicht in Fäulniß, so daß es oft erneuert werden muß. Abgesehen von der Arbeit bringt dies Ab- und Wiederzulassen des Wassers stets erhebliche Störungen im Aquarium hervor, so daß es ganz unmöglich ist, in einem solchen Verwandlungs- oder Entwicklungsbeobachtungen zu machen.

Viel besser und zweckentsprechender sind die sogenannten Kasten-Aquarien (Seite 516, Fig. 2). Sie bestehen aus einem aus Gußeisen, starkem Eisenblech oder Bronze gefertigten Gestell mit Glaswänden, und haben meist viereckige Gestalt, doch sind auch das regelmäßige Acht- und Sechseck beliebt. Die beiden letzten Formen sind mehr für Alumentische geeignet und eine geschmackvolle und entsprechende Verzierung auf demselben.

Vor den Kelch-Aquarien haben die gradwandigen mannichfaltige Vorteile voraus, die ja zumeist klar auf der Hand liegen. Nicht nur können sie viel größer gearbeitet werden, sondern sie gewähren auch in dekorativer Hinsicht viele Vorzüge. Es würde nur ein eintöniges Bild sein, wenn unser Aquarium nichts als Wasser und Wasserthiere enthalten sollte. Auch den letzteren selbst würde dies keineswegs zuzugunsten und behaglich erscheinen. Man kann nun zwar auch in den größeren Glasgefäßen einen Tuffsteinfelsen und Wassergewächse anbringen, aber einmal ist in denselben ja der Raum nur ein beschränkter, und sodann gehört es keineswegs zu den seltenen Erscheinungen, daß der Felsen den Glasbehälter zerdrückt und auseinanderprengt, wamentlich wenn dieser nicht ganz fest und gleichmäßig auf einer weichen Unterlage steht.

Alle diese Uebelstände fallen bei dem Kasten-Aquarium fort. Da man außerdem mit wenigen Kosten in denselben Zu- und Abflüssen, Springbrunnen und Wasserfälle anlegen kann, ist nicht als unwesentlich anzusehen und hilft das Aquarium nicht nur verschönern, sondern macht auch das so lästige vollständige Ablassen des Wassers sehr selten nöthig, da mit dem frisch einströmenden Wasser ja auch stets neuer Sauerstoff dem alten Vorrath zugeführt wird. Ist aber ein vollständiges Wechsel einmal nöthig geworden, so kann dies mit Anwendung von weniger Mühe geschehen, ohne daß die Thiere dadurch sehr belästigt werden.

Mit dem Aquarium läßt sich sehr leicht ein Vivarium verbinden, wodurch das Interesse und Vergnügen noch unendlich erhöht wird. Man braucht dem Aquarium nur einen kleinen Krystallpalast von Glas hinzuzufügen und durch Anbringung eines künstlichen Ufers für den genügenden Aufenthaltspatz der theils im Wasser, theils auf dem Lande lebenden Bewohner zu sorgen. Unsere Illustration auf Seite 517 führt uns eine solche Vereinigung des Aquariums mit einem Insekten-Vivarium vor, und wenn auch nicht jeder Liebhaber im Stande sein wird, sich einen so geschmackvollen Zimmerschmuck zu beschaffen, so thut ein minder kostbarer auch dieselben Dienste — wenn er nur praktisch und zweckentsprechend eingerichtet ist.

Der Raum gestattet es uns nicht, heute näher auf die Beschreibung der für das Aquarium geeigneten Pflanzen einzugehen, und die Thiere zu nennen, deren Wartung und Pflege im Aquarium und im Vivarium anzuempfehlen ist. Wir lassen die Illustrationen für sich sprechen, hoffen jedoch, im nächsten Jahrgange unseren Lesern nach und nach das darüber Wissenswerthe bei Gelegenheit einzelner Biographien und Mittheilungen aus unserem Aquarium vorführen zu können.

H. St.

Als besonders geeignet zu Festgeschenken empfehlen wir:

„Die Neue Welt“, Erster Jahrgang, 1876, komplett.

Preis: ungebunden 5 Mark, in elegantem Einbände 7 Mark 50 Pf., franco.

Die Einbanddecken tragen in Golddruck das große Titelfeld des Heftumschlages, darstellend:

„Die Befreiung

Menschheit“.

Diese eleganten Einbanddecken sind à 1,20 Mark gebunden bei H. Janßen, Leipzig, Universitätsstraße Nr. 16, bei Einzelbestellung Einwendung des Betrages in Brückmann's Leipzig, Mitte November 1876.

baar oder Nachnahme (exclusive Porto) durch uns, sowie durch die Buchhandlungen. Bei Partiebezug entsprechender Rabatt. — Es empfiehlt sich

Die Expedition der „Neuen Welt“, Färberstraße 12. II.